

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werthätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Chefredaktion:  
**Dr. Bruno Schoenlant.**

Inserate werden die 5spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebundene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonntags und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonntags und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 3721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

## Leipzig-Stadt wählt Dr. Conrad Schmidt. \* Leipzig-Land wählt Friedrich Geyer.

### Die Militärvereiner als reaktionäre Wahlhelfer.

\* Leipzig, 14. Juni.

Seitdem die Reichstagswahlen amtlich ausgeschrieben sind, haben die reaktionären Blätter, die eine Neuauflage der 1887er Schwindelwahlen herbeiführen, darüber geklagt, daß der Wahlbewegung der höhere Schwung, die „patriotische“ Veraufschung fehle. Auch die Leipziger Bürger, die einst bei der Fahne gedient und die Mühseligkeiten und Gefahren der Feldzüge durchgestoßen, blieben in der Beurteilung der politischen Situation ruhig und nüchtern. Auch dieser Teil des Volkes ist gewirgt worden durch die Erfahrungen, die sich an die Angstwahlen von 1887 angeschlossen. Die Volksrechte und die wirtschaftlichen Interessenerörterungen standen diesmal bisher im Vordergrund der Wahldebatten — zum Leidwesen derer um und für „unseren“ Haß.

Diesem „Mangel“ sollte und mußte abgeholfen werden. Der verlogene und von uns bereits in unserer Sonnabend-Nummer gebührend gewürdigte Artikel der Leipziger Neuesten Nachrichten: „Die Losreißung der Reichslande — eine sozialistische Hoffnung“, bereitete chauvinistisch den Boden vor und am Sonntag erschienen an den Plakatsäulen die Einladungen: An die Kameraden zu einer Versammlung, in der die Militärvereiner zu angeblichen Äußerungen „mehrerer Sozialdemokraten“ Stellung nehmen sollten. Als nicht unwichtiges Merkzeichen mag erwähnt sein, daß sich „auf mehrfachen Wunsch“ einer der höchsten Reichsbeamten, der nationalliberale Oberreichsanwalt Hamm, bereit finden ließ, sich an die Spitze des Feldzuges gegen den markierten Feind, die „vaterlandsverräterische Sozialdemokratie“, zu stellen, den kühnen politischen Wahlwägungen den Scharfsinn zu machen und an ihrer Stelle die wütendste chauvinistische Erregung wachzurufen.

Mehrere Sozialdemokraten, die ihre Pflicht als Soldaten und Krieger mindestens ebensogut wie die ärgsten Schreier erfüllt, ließen am Eingange des Tivoli-Versammlungslokals ein Flugblatt mit nachstehendem Wortlaute verteilen:

Kameraden, Wähler!

Laßt Euch durch die nationalen Heer nicht verblüffen — denkt an die Schwindelwahlen des Jahres 1887.

Die Sozialdemokratie ist nicht die Feindin der Soldaten. Sie weiß, daß die Söhne des werthätigen Volkes die überaus große Mehrheit im Heere bilden. Sie ist stets für eine gute Behandlung der Soldaten eingetreten. Sie will aber nicht, daß das Leben vieler Tausende durch eine landhungrige Eroberungspolitik in Gefahr gebracht wird.

Die Sozialdemokratie will eine Politik des Friedens — die Eroberungspolitik der herrschenden Klassen birgt aber Kriegsgefahren. Wer muß im Kriege sein Blut verspritzen, sein Leben lassen für die Wackerhaltung der Herrschenden und zum Schutz der Reichstümer der Besitzenden? Das sind die Söhne des werthätigen Volkes, die selbst arm an Hab und Gut sind, weil sie von den Kapitalisten ausgebeutet werden.

Kameraden! Der Kapitalismus hält Euch in Dürftigkeit, saugt Euer Arbeitskraft aus und zwingt Euch obendrein, zu seinem Schutze zu kämpfen. Die Söhne des Volkes im Heere haben gemeinam Interesse mit ihren Arbeitsbrüdern, die nicht den Heeresrod tragen.

Die Besitzenden und herrschenden Klassen wollen Euch gegen Euer Arbeitsbrüder hegen. Zeigt ihnen die Thür. Laßt Euch nicht in den Launen nationaler Phrasen fangen. Steht Euch auf die Seite des Friedens, der Sozialdemokratie!

Mehrere sozialdemokratische Kameraden.

Der patriotisch erregte Herr Oberreichsanwalt Hamm bezeichnete dieses Flugblatt als „Wisch“ und gab damit das Signal zu einer beispiellosen Peze gegen die Sozialdemokratie, der er selbst nichts anderes vorzuwerfen wußte, als daß einer ihrer Anhänger seine Ansicht dahin ausgedrückt hatte, daß durch die Annexion Elsaß-Lothringens die Koalition Frankreichs und Russlands herbeigeführt worden, daß zwar an eine Zurückgabe des einmal von Deutschland in Besitz genommenen Landes nicht zu denken sei, daß es aber der internationalen Sozialdemokratie gleichgültig sein könne, ob Elsaß-Lothringen zu Frankreich oder zu Deutschland gehöre. Der für Leipzig-Stadt aufgestellte sozialdemokratische Kandidat Dr. Conrad Schmidt habe jenen Versammlungsredner nicht ausdrücklich desavouiert und dürfe somit von keinem deutschen Manne gewählt werden. Daß die Leipziger Volkszeitung vor Jahresfrist und noch vor wenigen Tagen die in Frankreich genährte Hoffnung auf Zurückgabe von Elsaß-Lothringen als einen Traum und zwar keinen schönen Traum und die Wiederangliederung der Reichslande an Deutschland als eine Thatsache, mit der die Franzosen sich abfinden müssen, bezeichnet hatte, daß also für den sozialdemokratischen Kandidaten gar kein Grund vorlag, einen einzelnen Diskussionsredner in einer z-belebigen Versammlung zu desavouieren, das alles verschwieg Herr

Oberreichsanwalt Hamm seinen immer mehr in „patriotische“ Ekstase geratenden Zuhörern. An den Haaren herbeigezogen war der Anlaß des ganzen Entrüstungsrummels und in der tendenziösesten Weise wurde die „patriotische“ Scharfmacherei betrieben, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß es ein Frevel am Vaterlande sei, einem Manne wie dem Dr. Conrad Schmidt die Stimme zu geben.

Daß die so präparierte Versammlung frenetischen Beifall zollte, als die dem Referenten folgenden Diskussionsredner, unter denen sich besonders der durch sein berühmtes Buch „Und Bebel sprach“ und seine alberne byzantinische Festdichterei bekannt gewordene Crome-Schwiening hervorthat, der Sozialdemokratie Gemeinheit und Feigheit, Lug und Trug und alle möglichen Schandthaten andichteten, konnte nicht wunder nehmen.

Die Bestie im Menschen war geweckt. Und als ein Herr Dr. Laube, der den streitenden Arbeitern allerwärts die BetriebsEinstellung wie am Piesberge wünschte, den Sozialdemokraten Faulenzerei und Vordelleben vorwarf und dagegen irgendwo im Saale eine leise Verwahrung gegen solche unflätige Beschimpfungen ertönte, da brach die Bestie los. Zehn Minuten lang war nichts anderes als ein ununterbrochenes mehrhundertstimmiges „Maus!“ zu hören. Der Vorsitzende war ohnmächtig und vergeblich ergriff der Oberreichsanwalt Hamm die Präsidentenglocke, um den von ihm entfesselten Sturm zu beänstigen. Der zehnte Teil eines solchen ohrenbetäubenden Lärms würde in einer sozialdemokratischen Versammlung hinreichend gewesen sein, um den überwachenden Beamten die Auflösung auszusprechen zu lassen. In einer Krieger- und Militärvereinsversammlung konnten mit Orden und Ehrenzeichen geschmückte Staatsbürger zehn Minuten lang auf das gräßliche insultiert, mit Stöcken und Schirmen geschlagen, zu Boden geworfen und mit Füßen getreten werden.

Ein Mann, den der Rat der Stadt Leipzig für würdig befunden, am Tage der Wahl als Wahlvorsteher zu fungieren, der drei Feldzüge mitgemacht und mit dem eisernen Kreuz geschmückt wurde, wurde hinausgedrängt, ein Wahlbeisitzer von der entfesselten Hurra-canaille durchgehauen und dann rausgeschmissen. Auf wen sich der Zufall der blinden Wut richtete, war verloren

## Seuiletton.

Handbuch verboten.

### Rheinlandstöchter.

Roman von G. Viebig.

IV.

Nun war der Frühling gekommen, ein rechter Großstadtf Frühling, mit dunstiger Trockenheit in den Straßen, mit mattgrünen Bäumen und Scharen von Menschen im Tiergarten.

Sonntag.  
Zum Brandenburger Thor hinaus gießt ein bunter Strom; die Charlottenburger Chaussee abwärts schlängelt sich ein Wandwurm von Pferdebahnen, Droschken, Equipagen; dazwischen hüpfen Radfahrer; am Goldfischteich auf den Steinbänken sitzen Liebespaare und harren der Dunkelheit; draußen in der Hasenheide rasseln die Karussells fürs Broletariat.

Oranienburger Straße, drei Treppen hoch, sah Nelda Dallmer in ihrer Schlafstube. Sie mochte nicht im Berliner Zimmer sitzen, obgleich sie heute auch ungestört sein würde. Dem halbdunkeln langen Raum mit der permanenten Essensluft und dem ewigen Tischuch haftete etwas Unheimliches, ein „bei sich selbst nicht zu Hause sein“ an. Sie sah lieber in der engen Comurke, das Tintensäß auf die Fensterbank gestellt, die Briefmappe auf dem Schoß. Eine sehr unbehagliche Situation zum Schreiben; sie mußte die Knie hochhalten, damit die Mappe nicht herunterrutschte. Der

schräge Sonnenstrahl hüpfte übers Papier, ein leichter Zugwind verwehte ihr die Haare.

Sie hielt die Feder an die Lippen und lauschte — drüben beim Schuster der Star sang, nicht das eingelernte Lied, das Entzücken von Frau Mätin, nein, eine einfache, kunstlose Waldmelodie.

Nelda streckte den Kopf heraus — der Schuster schien nicht zu Hause, drüben am Fenster hing der Käfig, der Vogel sah aufgeplustert auf der Stange; man konnte deutlich sehen, wie trübselig er den Kopf zur Seite hing. Jetzt pffir er schrill, und dann fuhr er wie ein dunkler Ball im Käfig auf und nieder, er stieß sich den Kopf und kratzte sich in die Drahtstäbe. So hing er.

„Armes Tier!“ murmelte Nelda, — „wenn ich doch herüber könnte, Dir das Thürchen aufmachen und sagen: flieg! — — Ach, es würde Dir nichts mehr helfen; bist schon so lang in Gefangenschaft, Du kannst nicht hoch in die Luft, die nächste Kaze fängt Dich — armer Vogel!“ Sie hing traurig den Kopf auf die Brust und hörte sein schrilles Zirpen mit an. „Drum fliege fort, wer kann! eh's zu spät ist.“ sagte sie nach einer Pause und zog die Bräuen schmerzlich zusammen.

Der Hof war leer. Das Haus wie ausgestorben, alles zum Sonntag aus. Vor einer halben Stunde war Marie abgezogen, die leidenschaftige Hintertreppensprinzessin, mit einem Hut auf den gebrannten Haaren, belastet von zwei weißen Federn und einem Knäuf Blumen; mit dem neuen Cape für fünfzehn Mark und viel zu engen Schuhen. Sie ging mit einem, „der bei Person ins Geschäft is“ — das heißt, er war Ausläufer.

„Ich ziehe nu los, jua'ses Freilein, bitte um den Hausschlüssel!“

Marie war keine Schlimme, sie verlangte nur einmal

in der Woche, abends, eine Besorgung für sich zu machen; alle vierzehn Tage hatte sie ihren Sonntag, und dann kam sie meistens punkt zwölf wieder oder fünf Minuten später. „Adiö, jua'ses Freilein,“ nickte sie vergnügt — „amestieren Se sich gut!“

Amüsieren — wie hätte Nelda das wohl anfangen sollen?! Sie verlangte auch gar nicht danach. Sie hätte ja die freundliche Einladung von Herrn Schmolke annehmen können, der sie und die Mutter zu einer Spazierfahrt auf-forderte.

Sie hatte dankend abgelehnt, sie müsse notwendig schreiben — was sollte Onkel Konrad in Wanderscheid von ihrem langen Schweigen denken? Schmolke hätte es bedauert. — „O wie schade, da hätten die Leute am Ende gedacht, es wäre meine hübsche Tochter“ — worauf Frau Mätin etwas gezwungen lachte und unruhig hin und her lief. Sie war erst ungehalten, daß Nelda nicht mit wollte; es gab eine kleine Augenplänkelei zwischen Mutter und Tochter, dann aber entschloß sich erstere, allein mit dem guten Schmolke in der Droschke auf Zeit durch den Tiergarten zu fahren und im Zoologischen beim Militärkonzert Kaffee zu trinken.

Die Luft war so warm, die Sonne schien herrlich, wer könnte es ihr verargen, wenn sie sich nach der Plackeret der ganzen Woche auch nach einer Stunde des Genusses sehnte.

„Du bist alle Tage auf der Straße, ich stecke die ganze Woche im Haus,“ sagte sie wie zur Entschuldigung, als sie der Tochter die Hand zum Abschied reichte. — „Sieh mal, sitzt mein Hut gerade? Ich bin bang, der schwarzeidene Hock sieht im Hellen nicht gut mehr aus, er hat in der Hinterbahn lauter Brüche — o Gott!“

„Du sitzt ja meistens,“ tröstete Nelda — „adiö!“ Sie